

Mutter : Novelle

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **41 (1931)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mutter.

Novelle von Adolf Bögtlin.

Nach warmen Wochen stellte sich ein rauher Frühlingsmorgen ein; günstige Zeit für die Jagd auf das Rebhuhn. Freund Glaser, ein leidenschaftlicher Nimrod, hatte mich zu einer Ausfahrt in sein Revier eingeladen und kutschierte mich und den alternden Pfarrer des Städtchens, der im nächsten Dorf einen Schulbesuch machen wollte, auf seinem leichten offenen Wagen über Land. Feldmann, der Hühnerhund, trabte nebenher im Straßengraben. Auf den Wiesen war der Reif am Auftauen. Von den Obstbäumen, die an der Straße standen, tropfte es hernieder. In den anstoßenden Weinbergen lag das vorjährige Laub noch als warmer Teppich, das zarte Wurzelwerk der Weinstöcke vor dem Erfrieren schützend. Der Nebel war so dicht, daß wir kaum über die Köpfe der gemächlich trabendenden Pferde hinaussehen konnten. Unsere Stimmen wurden von ihm sofort aufgeschluckt. So waren wir eine kleine Welt für uns, ganz auf uns selber angewiesen. Nebel vor uns, hinter uns und über uns; kaum daß einmal, wenn in den oberen Luftschichten ein Windstoß geschah, auf einen Augenblick die Sonne als kühle, silberweiße Scheibe hindurchschien.

Der Pfarrer wußte allerlei zu erzählen und machte uns das Frösteln in der einsamen Dreisamkeit vergessen.

Plötzlich verschnellte Feldmann die Gangart und eilte uns voran. Er mußte Witterung erhalten haben. Bald darauf sahen wir, was es war: er hatte im Straßengraben ein Rebhuhn mit seinem Jungvolf aufgespürt. Aber kaum war er in deren Nähe gekommen, erhob sich die Mutter und schlug mächtig die Flügel, daß die Luft flappte, wie wenn ein Mühlewerk leer geht. Auf der graugewellten Brust sträubten sich ihr vor Angst die Federn. Dann stürzte sie, mit dem kurzen, aber kräftigen Schnabel einhackend, auf Feldmann los.

Wir selber waren ebenso verblüfft und überrascht wie der Hund. Es wäre keinem in den Sinn gekommen, auf die hel-

denhaft sich wehrende Mutter die Flinte anzulegen. Feldmann wich mit eingezogenem Schwanz erschreckt quer über die Straße zurück, verfolgt von der Henne, die erst von ihm abließ, als sie merkte, daß ihre Jungen — es mochten wohl ein Duzend sein — sich auf der andern Seite, durch die Straßenhecke hindurch, ins Nebgelände gerettet hatten.

Wir riefen den Hund zu uns und nahmen ihn, trotzdem er in wilder Enttäuschung heulte, auf den Wagen, und fort ging's von neuem in den Nebel hinein.

Das kleine Drama hatte uns alle ergriffen.

Glaser war der erste, der das Wort fand: „Das ist nun wieder aus der kleinen Tierwelt eines von den vielen großen Bildern, Herr Pfarrer, die es in der gernegroßen Welt der Menschen nicht mehr gibt.“

„Hm — Mein, das möchte ich nun doch nicht ohne weiteres zugeben, Herr Glaser,“ warf der Pfarrer bescheidenlich ein.

„Ach,“ fuhr jener auf, „wo seht Ihr denn, daß eine Mutter für ihre Kinder das Leben mit solcher Leidenschaft einsetzt? Denn das tat dieses Rebhuhn. Wäre Feldmann nicht abgerufen worden — einen Biß in den Hals und im nächsten Augenblick hätte er das Huhn im Maul apportiert.“

„Hm! . . .“ räusperte sich der Herr Pfarrer, zum Reden ausholend, wie eine behagliche Wälderuhr vor dem Stunden- schlag. „Hm! Es geschieht doch auch Großes unter den geringen Menschen, wenn man Gelegenheit hat, es zu beobachten. Die schöne Leidenschaft ist noch lange nicht ausgestorben, wird nie aussterben! Nur daß sie andere Art angenommen hat. Ich habe doch auch Eindrücke erhalten, die ich zeitlebens nie vergessen werde.“

Und ohne sich auffordern zu lassen, erzählte der Pfarrer, sich eine Zigarre an der meinigen anzündend und behaglich paffend:

„Ihr kennt die Therese Walder, die Wäscherin, und ihren Sohn, den Fürsprech; aber ihr wißt kaum, wie beide das geworden, was sie jetzt sind. Es gab Zeiten, welche die jüngere

Generation allerdings nicht kennt, wo jede ehrsame Bürgerfrau den Rock fest an sich raffte, wenn der Zufall sie auf der Straße an der Theresen vorbeiführte. Das ist jetzt anders.“

„Anfänglich wohnte sie in der Kummergasse. Wer in diese Armut da hineingerät, kommt zeitlebens nicht mehr heraus. Nun — unterbrach sich der Pfarrer lächelnd — Theresen kam doch wieder heraus. Kein Sonnenstrahl findet den Weg in diese Häuserschlucht hinein, die im Winter stets beeist und im Sommer feucht und kalt ist wie ein dunkles Bergtobel. Aber ihre Stube hatte von der Flußseite her Licht und Luft. Und als ich sie zum erstenmal betrat, war mir wohl, weil mich bei aller Armut der Geist der Ordnung und der Häuslichkeit umfing. Wohl gelüftet war's und duftete von klargemachter Wäsche. Der Boden war rein gefegt und mit Sand bestreut, die Tische und Stühle sauber, die Fenster mit Blumen bestellt und mit weißen Vorhängen nur wie mit einem dünnen Schleier bekleidet, so daß die Sonne ungehemmt hereinschien. Die Betten lagen unter blanken Decken und an den gefalkten Wänden hingen schöne Bilder aus Familienblättern. In einem kleinen Gestell standen ein paar lezenswerte Bücher, die fleißig gebraucht wurden. Und wie sie mich nun grüßte, der ich unangemeldet an einem Feiertag bei ihr anklopste, tönte es wie aus einem Herzen heraus, das mit sich selber im reinen war. Felix, ihr Knäblein, scheute zuerst vor meiner schwarzen Gewandung zurück und schmiegte sich dann schutzbedürftig in die Falten des Mutterrockes hinein; aber nachdem ich mit beiden eine Zeitlang geredet hatte, gab er mir beim Abschied aus freiem Antrieb die Hand und schaute mit verwundert lächelnden Augen zu mir auf, als wollte er sagen: Gelt, ich war doch ein rechter Hase!

Entschuldigt: ich gerate da, wie ich sehe, in geschwätzige Schilderungen hinein, wie es das Alter mit sich bringt. Die Tatsachen sind das eigentlich Interessante.

Von dem Vater des Felix Walder habt ihr nie etwas vernommen. Ich auch nicht. Als der Knabe etwa zehn Jahre alt war, eroberte die Theresen einen zweiten Liebhaber, der

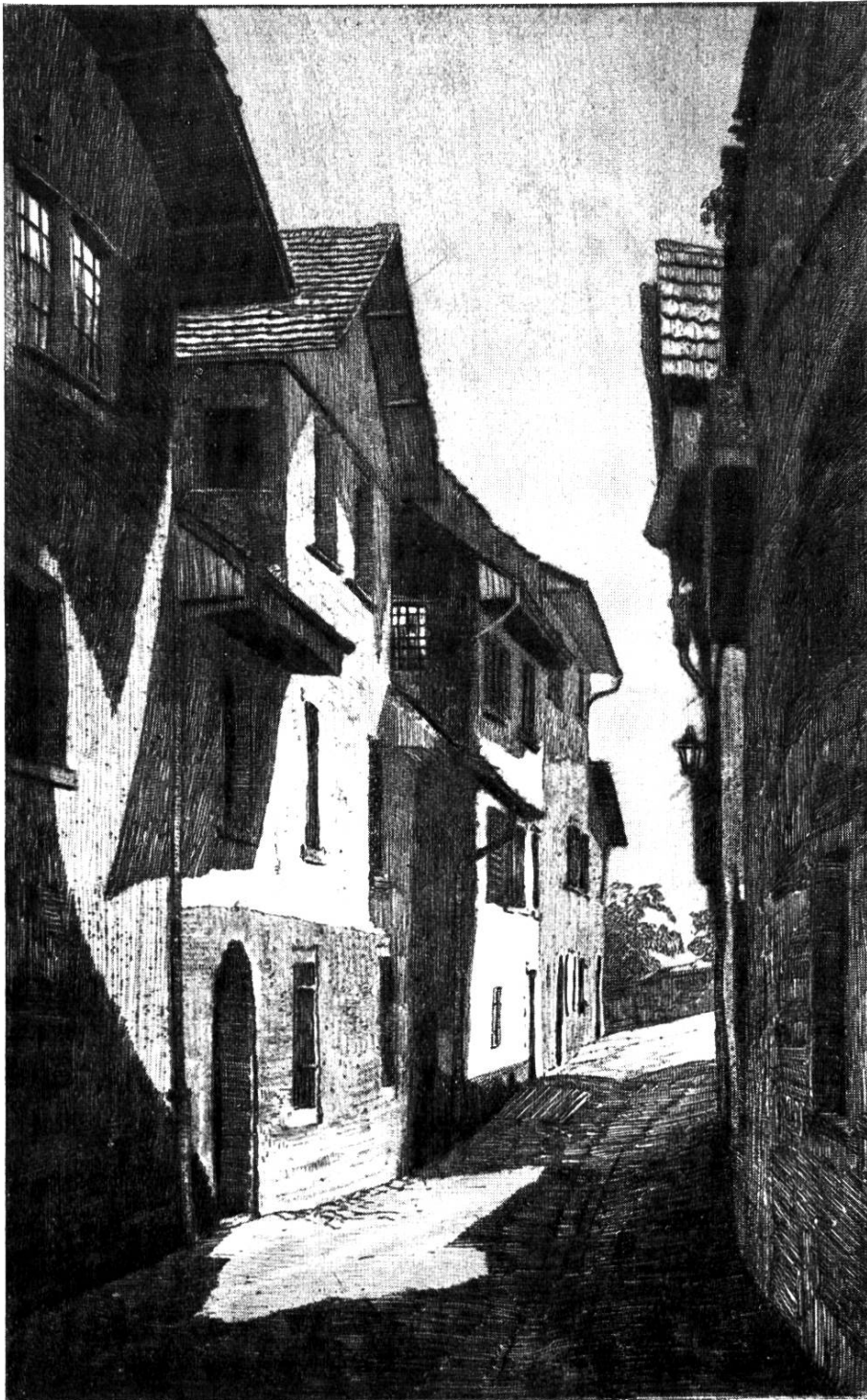
ihr die Heirat versprach, aber sie schmählich im Stiche ließ, als er sah oder zu sehen vermeinte, daß ihre Liebe fast mehr an dem prächtigen Knaben hing als an ihm selber und daß sie ihn bloß heiraten wollte, um dem Felix einen Vater zu geben.

Ein gesundes Prachtsweib war sie und ist sie jetzt noch. Arbeiten kann sie wie ein Pferd und bringt allein mehr von der Hand als zwei andere zusammen. Musterhaft besorgt sie jetzt ihrem Sohne die Haushaltung. Als ihre Hoffnung damals zu schanden wurde, da fühlte sie sich von aller Welt verachtet, würgte ihr Elend in sich hinein und begann — zu trinken, um es zu vergessen. Niemand nahm sich ihrer an. Hatte sie ihr schweres Tagewerk mehr als redlich vollbracht, so lohnte man sie gleichgültig ab, höchstens daß man ihr noch eine Flasche Wein zum Abschied mitgab, weil sie gar so ausgiebig gearbeitet hatte.

Die trank sie denn wohl auf ihrer Stube, um sich bei heiterem Sinne zu erhalten, bis der Schlaf kam, der alles Unebene gleichmacht. An ihre gemüthlichen Bedürfnisse dachte kaum eine von den vielen Frauen, für die sie sich tagein, tagaus abmühte und die Hände wund wusch.

Ihr Haushalt fing an lottrig zu werden und verlor den Reiz der Heimeligkeit. So kam es, daß sie sich nach und nach eine besondere Flasche zulegte, und eines Abends kehrte sie, bis zur Besinnungslosigkeit betrunken, in ihr Gefaß zurück.

Wie sie hereintaumelte und sich unter schrecklichen Verwünschungen der Menschen auf ihr Lager warf, erschrak der arme Knabe so sehr, daß er die Nachbarn herbeirief. Sie kamen und redeten ihr gütlich zu. Allein Therese kannte sich nicht mehr; sie schalt sich heiser, beschimpfte und begeisterte die Nachbarn, denen nun doch der Jammer des Kleinen naheging. Sie wollten ihn mit sich nehmen. Aber da kamen sie schön an. Kaum wurde Therese es inne, so raffte sie sich auf, entriß ihn, plötzlich wieder ihrer Sinne mächtig geworden, den Händen der besorgten Nachbarn und trieb sie mit derben Fäusten zur Kammer hinaus. Dann verschloß sie die Thür und brach in Weinen aus. Und als der Knabe sich auf ihr Geheiß zu Bette



Die alte Krattengasse in Brugg

Radierung von Gottlieb Müller

begeben hatte, warf sie sich vor demselben auf die Knie und schluchzte und betete, bis er schlief.

Früh schon ging sie an die Arbeit, nachdem sie wie gewohnt, ihrem Sohn Frühstück und Mittagessen bereitet hatte. Das konnte ich feststellen. Was ich aber sonst sah bei meiner Ankunft, machte mir arge Bedenken. Die Habseligkeiten lagen ordnungslos herum, die Bilder an den Wänden waren zerissen. Ein übler Geist war da eingezogen, hatte sich irgendwo eingenistet und sog all das Licht auf, das vordem die Anmut des Stübchens ausgemacht hatte. Als Therese am Abend heimkam, war Felix nicht mehr da. Wir hatten ihn auf die Anzeige der Nachbarn einem gutherzigen Bürger vorläufig in Obhut gegeben.

Noch in derselben Nacht wurde im Pfarrhof ungestüm an die Türe geklopft. Ich mußte Therese Einlaß gewähren. Sie war außer Atem und wartete nicht erst, bis ich sie aufs Zimmer geführt hatte.

„Herr Pfarrer, wo ist mein Kind? ... Man hat kein Recht, es mir wegzunehmen. Auf der Stelle will ich es zurück haben,“ schrie sie mich an. Ich nötigte sie in die Stube hinein und bat sie ruhig, Platz zu nehmen. „Wir müssen die Sache besprechen, Therese. Euer Kind wird Euch nur so lange vor-
enthalten, als es in seinem Interesse ist.“

„Was heißt das, Herr Pfarrer?“ fuhr sie mich an. „Kann jemand behaupten, ich hätte es nicht gekleidet, genährt und geliebt, so gut und wahr wie irgend eine andere Mutter? ... Hab' ich es je geschlagen oder mißhandelt?“

„Wahr ist's,“ gab ich zu, „das tatet Ihr nicht! Aber wer bürgt uns dafür, daß es in Zukunft nicht geschieht? Ihr wißt, was Ihr Euch habt zu schulden kommen lassen. Wenn das andauert, werdet Ihr zum Tier und geht Eurer Achtung beim Kinde verlustig. Es wird ihm vor Euch ekeln, begreift Ihr?“

„Wegen eines Kaufches mir mein Kind wegnehmen!“ jammerte sie.

„Einer zieht den andern nach sich, das ist so wie bei jedem andern Laster. Und immer wird's schlimmer,“ hielt ich ihr vor.

„Das mag sein. Aber wenn Ihr jedem Vater, der einmal betrunken gewesen, die Kinder wegnehmen wolltet, dann wären bald alle Bürger des Städtchens kinderlos! Die Reichen zuerst!“ rief sie.

„Ihr möget recht haben, Therese, leider!“

Jetzt schaute sie mich zum erstenmal an. Mein Wort hatte sie überrascht. Es kam ihr seltsam vor, daß ich ihr recht gab.

„Aber,“ fügte ich hinzu, „sie wissen es vor ihren Kindern zu verbergen. Und dann sind . . . Mütter da, welche . . . nicht trinken!“

Sie errötete. Das gefiel mir und ich mochte wohl einen wärmeren Ton als gewöhnlich finden, als ich ihr zusprach: „Und, nicht wahr, Euer Kind ist Euch doch das Liebste, was Ihr habt auf der Welt! Und Ihr wollt es doch nicht verkommen lassen, indem Ihr ihm ein schlechtes Beispiel gebt? . . . Daran dachtet Ihr wohl nicht, Therese?“

Sie schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte.

„Des Kindes Auge ist der Mutter Himmel. So rein und tief wie es ist Euer Glück. Und Ihr würdet es nie ertragen, wenn Ihr Euch je einmal sagen müßtet, Ihr hättet Euer Kind selber auf schmutzige Wege geführt, wo seine Seele Schaden nehmen muß. Das könntet Ihr nicht, Therese.“

„Nein!“ weinte sie auf, „das könnte ich nicht.“

„Aber Ihr waret auf dem Wege dazu, und deshalb waren wir gezwungen, Euch den Felix wegzunehmen, versteht Ihr?“

„Ja, ich hab's verschuldet. Ich seh' es ein.“

„Dann ist's gut, Therese.“

„Wie kann ich ihn wiedergewinnen, Herr Pfarrer?“

„Das wißt Ihr schon, Therese. Und es wird mir eine große Freude sein, Euch Euren Felix wieder eigenhändig zuzuführen, sobald Ihr die Probe bestanden habt. Inzwischen dürft Ihr ihn jeden Abend besuchen. Ich traue Euch das Beste zu. Und nun behüt Euch Gott!“

Jetzt ergriff sie meine Hand, schüttelte sie herzlich und sagte weich: „Ich will Euer Vertrauen verdienen, Herr Pfarrer. Habt Dank.“

Sie wischte sich Tränen aus den Augen und ging.

Nun war es meine Pflicht, mich bei den Nachbarn und in ihren Kundenhäusern nach dem Verhalten Thereses von Zeit zu Zeit zu erkundigen. Ich hörte Wochen hindurch nur Lobenswerthes über sie. Therese hielt sich musterhaft, trank zur schweren Arbeit ihr gewohn'es Maß Wein, verbat sich aber jede weitere Zulage an Getränk und benützte auch sonst keinen Anlaß, um ihrem Laster zu fröhnen. Soweit war alles in Ordnung. Wahrhaftig, sie bekam sich selber in die Gewalt und sah wieder blühend aus, und ihre Augen wurden hell und klar.

Ein gesunder Mann mußte ein solch frisches Weib begehrenswert finden.

Ich hörte denn auch, daß ein in gutem Reumund stehender lediger Schmied sie jeden Abend bei Felix abhole, um sie auf einsamem Umweg bis zu ihrem Häuschen zu begleiten. Wenn er sie heiratete, war sie samt ihrem Kinde wohl geborgen.

Eines Abends erschien sie nicht bei Felix. Der Knabe, der sich an ihren Besuch und ihre bescheidenen Liebkosungen gewöhnt hatte, so daß er nicht mehr ohne dieselben einschlafen konnte, regte sich auf. Als sie auch am folgenden Abend sich nicht einstellte, erhielt ich Bericht. Er ängstigte mich. Sofort machte ich mich in Begleitung meiner Frau auf, um sie zu besuchen. Ein Nachbar äußerte allerlei Verdacht über ihr Verhältnis zu jenem Mann.

Hatten wir am Ende den Teufel durch Beelzebub vertrieben?

Ich nahm mir vor, bei Therese die volle Wahrheit zu erfahren, und wir suchten sie in ihrer Wohnung auf.

Als ich sachte an ihrer Thür anklopfte, erfolgte kein Hereinruf. Ich drückte auf die Klinke. Die Thür gab nach und ich sah, wie Therese am Tisch saß, ganz aufgelöst in Schluchzen und Weinen, den Kopf vornüber auf die Hände geworfen. Ein Lämpchen brannte ihr zur Seite, der Docht schwelte und der schwarze Rauch stieg, sich schlängelnd, in die stickige Luft. Sie achtete es nicht.

Ich trat ein und grüßte sie. Meine Frau schraubte den Docht tiefer.

Das Weib erbarmte mich. „Was ist Euch, Therese?“

„O, Ihr seid's, Herr Pfarrer!“ rief sie, erfreut über meine Ankunft; dann aber blickte sie befangen und gehemmt zu meiner Frau hinüber.

„Ich wollte zu Euch kommen, aber ich brachte es nicht übers Herz,“ bekannte sie nun. „Ich muß Euch allein sprechen.“

Meine Frau entfernte sich. Und da legte sie aus freiem Antrieb ein Geständnis ab.

„Mein Gott, ich liebte ihn, den Schmied. Er schien mir besser als die andern, weil er aufrichtig war, mich vor Dritten grüßte und offen um mich warb. Und eines Abends kam er zu mir und war lieb und gut. Und — da wollte meine Natur, die stärker war als mein Wille — ihr bißchen Recht haben — und ich verlor mich an ihn.“

„Wo ist er?“

„Weg von hier. Wohin, weiß ich nicht!“

„Darum saht Ihr nicht mehr nach Eurem Sohn?“

„Ich durfte es ja nicht; ich durfte meinem Felix nicht mehr ins Auge blicken.“

„Soweit hätten wir Euch also!“ sagte ich mehr zu mir als zu ihr.

Da schaute sie erstaunt zu mir auf. „O, wenn Ihr mir das verzeihen könntet!“ Ein Hoffnungsstrahl brach aus ihren verweinten Augen. Ich sah, daß sie die Sache ernst genommen und gelitten hatte, weil sie ein Mensch war, denn ein Tier kennt keine Schuld in solchen Dingen. Ich reichte ihr die Hand; sie richtete sich empor und ich sprach zu ihr: „Ein Großer hat vor mir dem Weibe verziehen. Meine Sache ist es nicht. Nehmt es auf Euch!“

„So muß ich alles auf mich nehmen. Ihr helfet mir nicht tragen; aber Ihr nehmt mir den einzigen Halt, die einzige Stütze und scheltet mich, wenn ich in meiner Schwachheit hin-
falle!“

„Ich schalt Euch nicht, Therese. Mitschuldig fühle ich mich.“

„O ja, hätt' ich mein Kind bei mir gehabt, nie wäre das geschehen!“ rief sie.

„Ich weiß nun, daß Ihr ihm eine treue Mutter sein werdet, da Ihr Eure Schuld im stillen vor ihm beweint habt. Nun liegt es Euch ob, etwas gut zu machen. Es lohnt sich, Therese, es lohnt sich; er ist ein prächtiger Knabe und wird durch Eure Liebe wachsen.“

„O, hättet Ihr ihn nie von mir genommen!“

„Wer weiß, ob Ihr Euch dann überwunden hättet! Wir kämpfen nur um Güter, die wir nicht besitzen.“

„Gebt mir ihn wieder!“ rief sie. „Gebt mir ihn wieder. Und Ihr werdet sehen, daß ich seiner würdig werde, soweit als es mir jetzt noch möglich ist.“

„So tut denn Euer Bestes. Ihr sollt ihn haben. Denn müßte sein junges Herz weiterhin der Mutterliebe entbehren, so würde er verkümmern.“

Noch am gleichen Abend führte ich ihr den Sohn zu. Das Wiedersehen will ich Euch nicht schildern. Nie hätte ich gedacht, daß eine Frau aus dem Volke so viel zarte Regung, so viel süße Worte, so viel liebevolle Umarmung für ihr Kind haben könnte. Sie gab sich, wie sie war. Sie tat, als wäre ich nicht anwesend.

Was für ein braves, tüchtiges Weib sie seitdem geworden ist, der Stolz ihres von uns allen verehrten Sohnes,“ schloß der Pfarrer, „ist Euch bekannt. Denn' alles, was sie von nun an tat und ließ, geschah im Zeichen der Mutterliebe. Kein Schritt ging mehr nebenhin. Und was hat dieses Weib nicht an Entbehrungen geleistet! Fast ganz aus eigener Kraft, mit geringer, und zwar nie erbettelter, sondern freiwilliger Unterstützung hat sie Felix emporgebracht bis zur Universität und bis zur Selbständigkeit in seinem hohen Berufe. Therese hat ihr Leben nicht weggeworfen für ihr Kind, aber ihre leidenschaftliche Natur besiegt — und das ist mehr, weil es unendlich viel mehr Willenskraft braucht, als jemals ein minuten- oder stun-

denlanger Kampf eine Selbstaufopferung benötigt, wie wir sie soeben bei dem Tiere bewundert haben. Meine Herren, auch jenes ist Mutterliebe.“

Wir schwiegen und fuhren in den Nebel hinein. Nach einiger Zeit wandte sich Glaser zurück und rief: „Schön und gut, Herr Pfarrer, aber die elementare Leidenschaft ist doch das Schönste.“

„Lieber Herr Glaser, ich hätte Euch eine andere Geschichte erzählen sollen: Es sind wenige Jahre her, daß bei uns zu Hause eine Mutter für ihr kleines Kind in die brennende Wohnung zurücksprang und dabei mit verbrannte. Jedoch, was ich Euch soeben mitgeteilt habe, liegt meinem Herzen noch näher und ich empfinde es als größer. Was kann ich dafür? Wir alle sind Kulturgeschöpfe. Aber wenn Ihr Therese gesehen, wenn Ihr gehört hättet, wie die Mutter nach ihrem Kinde schrie, monatelang für es kämpfte und sich bezwang, würdet Ihr Euch vielleicht vor der neuen Macht, die weniger aus dem Blut als aus dem Geiste stammt, verbeugt haben. Und dann mein' ich: einer elementaren Leidenschaft nachgeben, ist allemal leichter, als eine, die man sich angewöhnt hat, zu überwinden.“¹⁾

¹⁾ Aus: „Pfarrherren-Geschichten“ von Adolf Wögtlin. Dortmund. Garten Eden-Verlag.